

(Nachdruck verboten.)

## 8) Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Die rennen,“ höhnen ein paar alte Leute, welche das Haus hüten müssen: „Grad als hätten s' g'siohlen!“

Nein, nicht aus Furcht laufen sie so, sondern weil sie's nicht mehr ertragen, — weil der Sturm in ihrem Innern sie treibt, sich auszuspochen, auszutoben — und auszuweinen.

Sie waren ja alle auf den Bann gefaßt, — aber sie waren es nicht auf die Ausbrüche, in denen er gesprochen wurde. Mit einem Schlag sind sie nun enteert. Zu Mördern und Meineidigen gestempelt. Das ist nicht mehr abzuschütteln — nicht mehr gut zu machen — das ist moralischer Tod.

Zwei Stunden vom Dorf, an der alten Straße, liegt ein elender, in Abnahme gekommener Ausschaut, „Zur Wasserscheid“ genannt, wo die Haberer ihre Zusammenkünfte haben, wo sie auch am vergangenen Freitag waren. Denn seit eine neue Straße gebaut wurde, ist hier gar keine Einkehr mehr, als dann und wann ein verirrter Handwerksbursch oder ein Botenweib, das aus Eigensinn „halt immer noch den alten Weg“ geht. Der Besitzer wäre zu grunde gerichtet gewesen, hätten sich nicht die Haberer seiner angenommen und ihn zu ihrem Wirth gemacht. — Denn dort oben auf der Wasserscheid, wo Wind und Wetter ungefesselt ihr Wesen treiben, wo die Steige, besonders im Winter, fast unpassierbar ist, da ist der richtige Sammelplatz für die Haberer. Dorthin lenken sie nun ihre Schritte, dort ist auch Lenz verborgen und erwartet sie. Als sie endlich die armlige Dachkammer ihres Schlupfwinkels erreicht, fallen sie sich zuerst wortlos in die Arme, wie es Menschen thun, die ein gemeinsames, großes Unglück betroffen hat. — Dann aber bricht der Groll los.

„Nein,“ knirscht der Habermeister: „I wollt noch nig sagen, wann s' uns in Bann thnen thäten — aber ein'n Menschen so herschimpfen — das ist z' arg! Ein'n so hinstellen, als die reinen Verbrecher, — nein, was z'viel ist, — ist z'viel!“

„Mir soll'n nit richten, — aber richten lassen, das soll'n mir uns!“

„Mir sollen zu allem still sei, wie die stummen Hund —!“

„Bann hab'n mir 'n Mord begangen — wann 'n Meineid g'schworen, wann? Weil wir unsern Haberereid nit brechen, desweg'n san mir meineidig!? Und wann man in der Nothwehr im Dunkeln wider Willen ein'n trifft, so ist das noch lei Mord. Da thäten sich d' Jäger und Gendarmen bedanken, wenn man s' gleich Mörder heißen that, weil s' amal aus Versehen ein'n derschießen, der sich widersetzt! Wir verwarnen ja auch und unsre Vorposten rufen jeden dreimal an, eh s' anlegen. Wenn man uns in Ruh laßt, thun wir niemand was. — Daß wir 'n schlechten Kerl d' Wahrheit sag'n, das ist freilich a Verbrechen in dera verlogene Welt. — Der Herr Pfarrer kann scho guet Freund sei mit dem Hochbräu, der spielt sei Laxod Jahr aus und Jahr ein mit ihm und trinkt sei guat's Bier. Aber wir müssen 'n Bissinger sei Gallenbrüh saufen bis wir hin san und wann wir uns wehren, same schamlose Ehrabschneider und Sakrilegier.“

„Nein, — was z'viel ist, — ist z'viel!“ wiederholt die Schaar, bebend vor Wuth.

Ein anderer Trupp kommt jetzt nach — der aus Vorsicht bis zum Schluß des Gottesdienstes ausgehalten, weil Ortsangehörige dabei waren, die den Schein meiden mußten, als gehörten sie zu den Haberern. Waren sie aber in der Kirche besonnener als die Fremden, so sind sie jetzt um so schlimmer. — Mit geballten Fäusten stürmen sie herein und wie im Fieber glühen die Gesichter.

„Jetzt wissen wir's, wer uns die G'schicht einbrocht hat,“ rufen sie den anderen entgegen und schieben einen uralten Haberer vor sich her: „Da, der alt' Andechs bringt uns die Neuigkeit, — wem hab'n wir's zu verdanken? Niemand anders als dem Pfarrer! Der hat ang'schwärzt beim Ordinariat — er hat die Eingab' g'macht und lei Ruh'

geben, bis sie droben den Bann losg'lassen hab'n! Andechs red' Du!“

„Ja, mei Frau weiß es von der Pfarrersköchin, daß der Herr Pfarrer ganz allein schuld d'ran ist. 's sei nimmer zum Aushalten, hat er g'schrieben, sagt mei Alte; d'Köchin hab' sich noch groß damit g'macht!“

„Nieder mit dem Pfarrer — schlägt 'n nieder — wann wir doch Mörder sind, na woll'n mir wenigstens wissen warum!“

In diesem Augenblick läutet's von fern „auf Mittag“. Wie eine verklungene Sage tönt es durch das Gesehrei und Gewühl der Rasenden.

Der Habermeister macht das Kreuz: „Kommt, laßt uns z'erst beten, daß unser Herrgott sieht, daß wir nit i h n meinen und daß wir doch noch zu ihm halten.“

„Haßt den Kranz auf'm Altmeyer sei Grab g'legt?“ unterbricht ihn Lenz.

„Ja — und 's Geld! Alles hab' i anbracht. Aber jetzt laßt uns beten, wir können's brauchen — denn das giebt a böse Nacht!“

Tiefe Stille tritt ein. — Die alte fromme Zucht siegt. Die Männer nehmen die Hüte ab und falten die Hände. Der Habermeister betet laut vor und die vor Erregung heiseren Stimmen sprechen murmelnd das gewohnte Mittagsgebet nach. Aber all ihre Beschwerden und Klagen legen sie in den hundertmal gesprochenen Text, daß er wieder Seele und Leben gewinnt. Es ist ein heißes, brünstiges Flehen zu dem, welchem sie in der Kirche trohig den Rücken gelehrt. Hier steht ja niemand mehr zwischen ihm und ihnen.

Da — ein seltsamer Schrei vom Wald her, wie von einer Weihe. Alles lauscht mit gespanntem Athem. Noch einmal! — Eine wilde Bewegung entsteht, das ist der Kammerloher, — der Vorposten! Gefahr!

„Schnell hinunter Wirth!“ Der fliegt mehr, als er klettert, hinunter. In einem Nu wird die Leiter herausgezogen, die Fallthür zugeklapppt, verriegelt und vier der schwersten Männer legen sich darauf, so daß die Last von unten nicht mit der größten Gewalt gehoben werden könnte.

„Nur still und nit rühren, daß die Dielen nit krachen. Gleichmäßig athemholen, — bis i d' Hand aufheb' — dann den Athem anhalten“, kommandirt im leisesten Flüsterton der Habermeister. — Todtenstill wird's, man könnte eine Maus rascheln hören. — Jetzt, — Schritte auf der Schwelle zum Hausgang, jemand stampft den Schmutz von den Stiefeln: „Das ist ein Schandweg da herauf auf die Wasserscheid!“ wettet die wohlbekannteste Stimme des Kommandanten. „Nimmt mich nur Wunder, daß da überhaupt noch ein Mensch r aufkommt — in die Wirthschaft! Geht denn da noch a G'schäft he?“

„O ja, ja Herr Kommandant — g'nug Leut'! Handwerksburschen, Viehtreiber, Botenweiber, Holzer und b'jonders Touristen, die's da heroben auf der alten Straß romantischer finden“, sagt der Wirth schmunzelnd.

„Also könnt's doch b'stehen, he?“

„Ah, dö's will i meine! Guat, guat fogar —.“

Der Gendarm tritt in die untere Wohnstube und läßt sich nieder: „Da schaut's aber elend leer aus und kalt ist's auch!“ er reibt sich unbehaglich die Hände: „'n Schnaps!“

Der Wirth bringt das Befohlene und ein verstäubtes Glas dazu.

„Da hat aber auch schon lange niemand mehr brauß 'trunken“, bemerkt der gefährliche Gast und pugt es mit dem Sacktuch aus.

Der Wirth zuckt die Achseln: „Ja mei' um die Jahreszeit gehl's freili nit so streng wie im Sommer!“

„Nig z' essen werd S' auch nit hab'n?“

Der Wirth zieht die Achseln noch höher hinauf, so daß der spitze Kopf dazwischen steckt, wie in einem spanischen Kragen: „Du lieber Gott, Herr Kommandant — i bin grad erst heimkomme, — wenn i nur 'n Ahnung g'habt häit! I bin halter au in d' Kirch ganga und hab' hören wollen, wie's d' Haberer kriegen! Mei', — da freut sich a jeder! Ma muß ja alleweil in der Angst leben, daß ei'm die Reiben nit au 'n Strohwißch außs Dach sehen — oder ein'n ausg'stopfter an sein'n eignen Brunnen henten, — wie sie's 'm Metzger von Reigersbeuren g'macht haben, mit seine eigne

kleider und 'n Kalbskopf als G'sicht! Jhesus, Jhesus — wann ei'm so was passiret, — wär' ei'm's ganz' G'schäft ruiniert!"  
 „Freilich, Freilich!“ sagt der Kommandant ernsthaft. Er steht auf: „Ja, das seh' ich schon, bei Euch ist nit viel zu holen.“ Er nimmt sein Gewehr wieder über die Schulter und thut, als wolle er gehen: „Ja, was ich fragen wollt' — der Benz, der Sohn vom Hochbräu, — der ist wohl nie da durchkommen?“

„Der Benz? Na, hab' ihn nit g'sehen!“  
 „Hm! Könn't's Euch gar nit erinnern —?“  
 „G'wiß nit, Herr Kommandant! Warum sollt' i's denn nit sagen! — Ist denn was mit 'm?“  
 „Er hat sich schon seit drei Tagen aus dem elterlichen Haus entfernt und wird recherchiert!“  
 Das Gesicht des Wirths verdummt immer mehr: „Was S' nit sag'n! Ja dös war alleweil so'n Ueberspannter. Aber bei mir war er nit. — Na!“

Der Gendarm ist heute sehr zäh: „Vielleicht er sich im Haus versteckt, ohne daß Ihr's wißt?“  
 „Ah, bei Leib nit! I kenn' doch jeden Winkel in mei'm Haus!“

„Ja, aber Ihr wart in der Kirch' — während der Zeit könn't' er sich leicht wo eing'schlichen haben!“  
 „Jhesus, Sie machen ei'm ja ganz' Angst — i bitt' Jhna, gehen S' doch nit fört und lass'n S' mi nit allein!“  
 „Hab's auch gar nicht vor,“ sagt der Gendarm trocken. „Zeh't woll'n wir amal 's Haus visitiren, nehmt's nit übel, 's ist kein Mißtrauen — nur Pflicht!“

„Ja, bitt' schön, — thun's nur ungenirt, wie S' mögen!“  
 Wieder wird's still, die Haberer droben hören die Tritte der beiden Männer in Küche, Kammer und Stall, bald näher, bald ferner. Benz hat den Hut in die Stirn gedrückt und das Gesicht mit einem Tuch verbunden. Er athmet bang und lauscht regungslos: — Zeh't kommen sie aus dem Keller: „Aber viele Fässer Bier hab't da draunten,“ jagte der Gendarm.  
 „Alle leer! Herr Kommandant — noch vom Sommer her.“  
 „Hm, sagt amal, wo geht's denn auf'n Estrich? Ist's das Loch da?“ fragt plötzlich der Gendarm und deutet nach der Fallthür.

„D' mei, — da komm i 's ganze Jahr nit 'n auf — D' Stiegen ist schon lang weg'brochen.“  
 „Ja, das ist eure Sach', aber i ch muß 'nauf!“  
 „Lieber Gott, i weiß gar nit, wo i d' Leiter hab', so lang bin i nimmer droben g'wesen —.“  
 „So geht halt und sucht sie.“

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Am einen der bekanntesten Namen Berlins knüpft sich das seltsame Geschick, das schon so manchen Erben stolzen Besitzes ereilt hat. Weh' dir, daß du ein Entel bist, hieß es auch für den früh dahingegangenen Alfred Vorsig. Jetzt erst, da die Gründe des Unglücks, dem er zum Opfer gefallen, immer deutlicher sich enthüllen, wird erst klar, wie sehr in dem Manne die Krankheit der Erben fraß, die unselbige Verneintheit, für die die Alten den Ausdruck Hybris hatten, den götterverkühnenden Hochmuth. Was aus früher Jünglingszeit Alfred Vorsig's bekannt wird, das alles stimmt zu dem Gesamtbild. Zeitig hatte die ungeberdige Unrast von dem Erben Besitz ergriffen, wo tausend anderer noch auf dem Marktplatz stehen, ihre junge Arbeitskraft feilbieten und froh sind, wenn sie irgend ein Plätzchen erjagen, darauf sie schaffen können: da hat in dem Erben sich schon der Groß geregt, daß er seine Gebieternatur nicht in unumschränkter Vollmacht hervorkehren könne. In ihm zehrte die Ungeduld; er führte überlaut Klage wider jene, die ihn nach seiner Ansicht verhinderten, die ererbte Firma in seinem Sinne, wie ein neuer Herr zu vertreten. Das in einem Alter, da unferne im Kampf uns' dürre Leben gemeinlich mit Stöcken und Keulen Prügeln um Prügeln erhält. Für ihn gab's keine Zeit des Vernens, keine Zeit des Zweifels. Jede Beschränkung seiner Selbstherrlichkeit schuf ihm Pein. Er brannte vor Begierde, der Welt zu zeigen, welch' unternehmendes Genie in dem Erben willensstarker Unternehmer wirkte; und wenn Verwandte und ältere Vertrauenswänner der Industrie-Firma seinen Wahn zu zügeln versuchten, so lachte der neue Herr der Bedächtigen. Er werde schon jeden Widerstand besiegen; er werde schon alles zum Heile lenken; er allein!

Neben dem Typus des Erben, der in üppiger Rast roset, der Typus jenes Erben, der in seiner Selbstverehrung sich versteigt, weil er die Kräfte der anderen nicht zu ermessen und abzuwägen im stande ist. So rumort in solchem Erben das eigenthümliche Gefühl, alles wagen zu dürfen, da ihm alles erlaubt sei. Wo er erst dilettantisch begriffen hat, vermeint er das Wesen seiner Fachthätigkeit in allen Tiefen erkannt zu haben. War Alfred Vorsig erst im Vollbesitz seiner Erbschaft, wer wäre auch in dem Reich, in dem er nun thronte, ihm energisch entgegengetreten? Wenn er sich einspann in den Lieblingsglauben, über ihm walte ein be-

sonderer Schicksalsstern, ihn leite eine besondere Vorsehung und Gnade, wer von den Abhängigen hätte im Ernst den stolzen Erben nachgerüttelt? Und hätte derselbe Erbe nicht jeden Mahnruf wie eine Ehrenkränkung, wie eine freche Verhöhnung seines Rechts empfunden? Als der Eine von Alfred Vorsig's Angestellten der Wahrheit vor dem Herrendienst die Ehre gab und sich weigerte, die verhängnisvolle Grubenfahrt zu unternehmen, wie bäumte sich der Gebietertröck gegen den armseligen Wurm auf! Der Diener vermaß sich, dem Herrn einen Rath zu geben. Der Diener wagte es, indirekt an der höheren Einsicht des gewaltigen Besitzers zu zweifeln. Sofort sei er seines Amtes enthoben! Man muß den Kleinmüthigen imponiren. Man muß ihnen zeigen können, daß die bösen Wetter selbst einem erlesenen Herrenwillen nichts anhaben können, und solcher Herrenwille übt seinen bestrickenden Zauber, so lange es noch frommergebene, treue Knechte giebt, die mit Willkür ihr eigenes Selbst für den Wahnwitz des Gebieters opfern. Das hat auch Alfred Vorsig ein letztes Mal erprobt. Er fand seinen getreuen Knecht, der, aller Selbstschätzung bar, jedes persönlichen Bewußtseins ledig, vollführt, was ihm aufgetragen wird, wie ein stummer, fatalistischer Sklave im Orient.

So vollzieht sich eine armselige Tragik, eine Tragik ohne innere Größe. Ein Erbe, in dessen Hirn die jäh gewonnene Macht Fieber erzeugt hat, geht an einem waghalsigen Experiment zu grunde. Sein irrlichternder Traum ist zerronnen, sein flackerig Wesen unnütz verthan.

Wenn Beispiele das Herrenwesen schrecken könnten, das Beispiel des Erben Vorsig müßte nachdenklich stimmen. Aber an der knechtlichen Ergebenheit hat dies Wähnen seine Nahrung, und in ihr ist seine Wurzelkraft geborgen. Hier gilt es, wachzurütteln, hier heißt es unausgeseht wachen und arbeiten, fördern und schaffen, Vertrauen wecken und die Scheu verjagen.

Die Leute, die die Menschheit in zwei Wesenheiten scheiden möchten, in eine, die zum Herrschen geboren, und in eine, welche die Tugenden der Unterthänigkeit vorzüglich ausbilden soll, rechnen mit der Scheu, als mit ihrer Hauptwaffe im Kampfe. Für sie ist die Scheu eine ewige, geheiligte Nothwendigkeit. Für sie ist die Furcht das radikalste Erziehungsmittel. L. v. Hartmann, der Philosoph des Unbewußten, der von Zeit zu Zeit gerne staatsmännisch orakelt, hat in diesen Tagen sogar die Scheu als wohlthätige Erzieherin der Sozialdemokratie gepriesen. Eine frohe Diktatorische Kundigt er der gläubigen Bürgerchaft an: die Sozialdemokratie sei in voller Auflösung. Darüber dürfe man nicht etwa lachen. Wer vor zwei Jahrzehnten den Zusammenbruch des Liberalismus in Deutschland, Oesterreich und Belgien prophezeit hätte, wäre wie ein wunderlicher Narr ausgelacht worden. Und heute?

Herr v. Hartmann also erweist dem Sozialismus die Gnade, ihn etwa noch rund zwei Jahrzehnte epidemisch wirken zu lassen. Bis dahin soll man aber die Seuche nicht mit Gewalt verdrängen wollen, vielmehr sie austoben lassen. Was sollte ein Ausnahmefesetz, ein erneuertes, nützen, so fragt Herr v. Hartmann? Gerade, weil die Sozialdemokratie solche Angst vor einem wiederholten Ausnahmefesetz empfinde, werde sie richtig gebändigt. Die heilige Scheu halte sie besser in gefeslichen Schranken, als erneute Ausnahmebestimmungen. Wie tief der moderne Philosoph die Grundbedingungen der „sozialdemokratischen Volkskrankung“ erfaßt! Und wie sich das trefflich fügt, wenn man die Furcht als Erzieherin ausruft. Man braucht solcher wüsten Krankheit nur mit der Beschwörungsformel an den bösen Leib zu rufen: „Hab' es mit der Angst, aber schleimig!“ und die Krankheit schrumpft vor dem Kommandoworte zusammen, wie der Satan vor Weihwasser flüchtet. Das wäre mir eine Bewegung von internationaler Tragweite, von weltgeschichtlicher Bedeutung, die durch das seltene Entsetzen vor ein paar harten Ausnahmeparagraphen demüthig in den Staub tröche! Dazu der große Aufwand an Freiheitsopfern, an Martyrium in der Verbannung, an geistiger Schärfe, an entschlossener Kritik, der unter schwierigsten Umständen aufgebracht wurde und aufgebracht wird? Wer die schlottrige Angst für heilsam hält, wer sie als Staatskretterin rühmt, der ist selbst ein schlechter Erzieher. Es ist ein alter Kniff, den Herr v. Hartmann anwendet. Man spricht den Seinigen Trost zu, indem man dreift behauptet: Seht, wie die Gegner vor Furcht erbleichen!

Vielleicht soll in dem Gerichtsschauspiel, das wir zur Zeit erleben, die Furcht ebenfalls als erzieherisches Mittel wirken. Noch ist kein Ende in dem Fall Roschmann abzusehen. Die Frage: „Kann sein, kann nicht sein?“ die bisher den Inhalt des Prozesses kennzeichnete, schleppt sich nun in mühsamem Indizien-Aussuchen tagelang fort und alle Welt ist im Unklaren darüber, was das alles eigentlich bedeuete. Soll diese schwere Mähmal dazu dienen, um die Polizeiwirkksamkeit, die tausende verwickelter Fäden zu entwirren und scheinbar Nebenfächliches sorgsam zu beachten hat, aufs neue in glänzende Beleuchtung zu stellen? Oder soll, wenn der Prozeß zum Schluß ergebnislos verlief, den Anarchisten ein drohendes: Gedenk des nimmer rastenden jähren Eisens, der unnachlässlich eure Schliche verfolgt, nachgerufen werden? — — — Alpha.

(Nachdruck verboten.)

### Ein verunglückter Redner.

Das landwirthschaftliche Fest hatte seinen Höhepunkt längst überschritten. Mitternacht war bereits vorüber, aber noch saßen die

meisten Mitglieder der Tafelrunde beisammen und zechten weiter. Es waren viele Reden geschwungen worden, theils zum Ruhme der Landwirtschaft, zu noch größerem Theile aber zu Ehren des „Bundes der Landwirthe“, untermischt mit Hochs auf einzelne Persönlichkeiten, wie z. B. auf den Regierungspräsidenten, der indessen nach Beendigung des Soupers gleich davongefahren war.

Obgleich jetzt, in dem lauten Zechtrübel, niemand mehr hörte, standen doch immer wieder neue Redner auf, um sich der Ansprachen zu entledigen, die sie zu Hause eingeübt hatten. Denn es waren nicht wenige, denen es darauf ankam, hier als eifrige Bundesmitglieder bemerkt zu werden.

Müller Braß, der seinen Anschauungen entgegen Mitglied des Bundes geworden war, weil er in diesem manchen Kunden hatte, konnte daher ein Lächeln nicht unterdrücken, als sich schließlich auch sein Freund und Tischnachbar, der Inspektor Hoppe, erhob, um eine Rede zu halten. Bei der herrschenden Fidelität waren seine Worte um so weniger zu verstehen, als er seine Stimme nicht im geringsten anstrengte, sondern sich des gewöhnlichen, gemüthlichen Gesprächstones bediente. Anfangs hörte auch der Müller nicht hin. Es hatten ja alle so ziemlich dieselbe Litanei vorgebracht, die er schon auswendig kannte. Hoppe war ja sonst ein schmurriger Kerl, aber er machte während seiner Rede ein so ernstes Gesicht, daß er sich von derselben nicht viel versprach. Aufmerksam wurde der Müller erst, als er bemerkte, wie der andere Nachbar Hoppe's, den er übrigens als einen heimlichen Sozialdemokraten kannte, beständig den Redner ansah und dann in sich hineinklachte. Schließlich hörte der Müller auch seinen Namen, und nun bemühte er sich, alles zu verstehen.

„... Ja, meine Herrn,“ sprach Hoppe, „sogar mein Freund Braß hier neben mir, der sonst grade nicht die Weisheit mit Löffeln gegessen hat, ist von Ihren Anschauungen nicht sehr durchdrungen. Bestimmen Sie sich doch, meine Herren Agrarier, lassen Sie Ihre Frauen nicht so lang auf sich warten und gehen Sie nach Hause. Möge der Bauernstand kräftig blühen und gedeihen! (Diese letzten, sowie die folgenden gesperzten Worte sprach Hoppe mit sehr erhobener Stimme. Es wurde danach stets allgemeiner Beifall laut, und Hoppe schwieg dann so lange, bis der Beifall sich gelegt hatte und der alte Lärm an seine Stelle trat.) „Im ganzen,“ fuhr Hoppe fort, „ist doch alles Mumpis, die Geschichte hat wieder einen guten Groschen gekostet, den die armen Bauern bluten müssen, und besonders unser werther Vorstand hat solche Dummheiten gemacht, daß uns die Sache erheblich verteuert wurde, ohne etwas zu nützen. Ein Hoch dem wackern Vorstand, der alles so schön und praktisch geordnet hat! Meine Herren! Es ist heute wieder soviel von der nothleidenden Landwirtschaft gesprochen worden, daß ich nicht umhin kann, ebenfalls mein Scherflein zu diesem Thema beizutragen. Die Bauern, namentlich die adligen, leben heutzutage geradezu in erbärmlichen Verhältnissen. So ein Bauernschloß ist aus einfachen Steinen erbaut, hat gläserne Fenster und gewöhnliche Stuckaturen. Keinen silbernen Siebel, keine vergoldeten Jalousien, keine vernickelten Thorflügel, kurzum, alles ist armselig. Im Innern fallen uns die durchweg hölzernen Möbel auf, keine silbernen, natürlich, so lange die verderbliche Goldwährung dauert. Aulstern und Champagner genießt der ablige Bauer höchstens Sonntags, an den übrigen Tagen verzehrt er unter Thränen seine einfachen Rebhühner und Hebrüden, wozu er trockenen Bordeaux hinabwürgt. Die Noth der Landwirtschaft muß entschieden gelindert werden, und wenn sämtliche Minister darüber purzeln! Auch hier, meine Herren, sehen Sie ein Bild dieses Glends vor sich. Nicht mehr als armselige fünf Gänge hat das Souper gehabt, und den Sekt, den wir hier trinken, ist doch der reine Proletarier-Sekt. So, jetzt habe ich genug geredet, und zwar garnicht so schlecht, im Verhältnis, denn wir haben heute schon toller Quatsch gehört. Die Landwirtschaft ist hoch, hoch, hoch!“

Begeistert stimmte die Tafelrunde ein, und die Gläser klangen zusammen. Vom anderen Ende des Saales kam ein Vorstandsmitglied zu Hoppe, um mit ihm anzustoßen, ihm die Hand zu schütteln und ihm für die schöne Rede zu danken.

Müller Braß wirkte nicht, ob er mehr entsetzt sein oder lachen sollte. Schließlich wandte er sich an Hoppe:

„Mensch, bist Du denn des Stuckads? Was für tolles Zeug hast Du da zusammengeredet?“

„So? Hast Du hingehört? Na, die andern haben eben nichts gehört. Solche Reden halte ich immer gegen Ende der Kneipezeiten. Ich gelle auch schon für einen ganz bedeutenden Redner, und sie hätten mich in den Provinzial-Landtag gewählt, wenn ich nicht aus großer Bescheidenheit abgelehnt hätte.“

„Ja, das ist ein Vocativus,“ sagte der andere Nachbar Hoppe's, „ich sehe mich stets neben ihn, weil ich seine Art Reden schon kenne.“

„Das solltest Du aber bleiben lassen,“ entgegnete Hoppe, „mit Deinem dunnen Lachen machst Du die andern nur aufmerksam.“

Einige Wochen später fügte es sich, daß das neue Gemeinde-Spritzenhaus eingeweiht und diesem Ereigniß zu Ehren ein Festmahl gegeben wurde. Bei der Tafel saß Müller Braß zwischen dem Inspektor Hoppe und dessen früherem Tischnachbar, und da mußte den Müller der Hafer stechen, gegen Ende der Festkneipe eine ebenso unsinnige Rede zu halten, wie er sie damals

von Hoppe gehört hatte. Er erreichte es auch glücklich, daß niemand, als seine beiden Tischnachbarn, auf seine Worte achteten, während diese sich darüber weidlich zu amüsiren schienen. Darüber vergaß der Müller, auf sich besser zu achten, er schwenkte lustig sein Glas, und da die anderen glaubten, er werde nun ein Hoch ausbringen, trat eine plötzliche Stille ein, in welcher folgende Worte des Müllers deutlich hörbar wurden:

„Meine Herren, der ganze Gemeindevorstand besteht aus lauter Spitzbuben!“

Man kann sich den entlebenden Tumult denken. Hoppe erhob sich rasch und erklärte den Zwischenfall als Ausfluß einer augenblicklichen Geistesverwirrung des Müllers, der in der That auch halb ohnmächtig auf seinen Sitz zurückgesunken war. Er hat niemals wieder eine Rede gehalten. Mittian.

### Kleines Feuilleton.

— **Moose und Flechten** schaden den gesunden Obstbäumen unmittelbar nicht, wohl aber mittelbar insofern als sie für eine große Zahl von Insekten, die meist Schädlinge des Obstbaumes sind, Schlupfwinkel, Brutstätten und Winterquartiere bilden. Sie nisten sich unter Moos und in den Ritzen der Borke, besonders die Larven und Eier des Apfelblüthenstechers, sowie die Eier und Weibchen der Blutläuse, ein. Moose und Flechten führen aber auch durch Festhalten der Feuchtigkeit zu einer raschen Vermoderung der Borke, die sich besonders an Stellen, wo sich mehrere Aeste vereinigen, wo also die Rasse dauernd sitzen bleibt, auf die lebende Rinde und das Holz überträgt, so daß solche Aeste leicht vom Sturme abgerissen werden können, wodurch die Baumkrone zerstört wird. Moose und Flechten sind also, wenn auch keine Blutauger, so doch immerhin sehr schädlich für die Obstbäume; sie erschweren das freundige Wachsthum und machen den Baum vor der Zeit alt und unfruchtbar. Dem Uebelstand kann abgeholfen werden, wenn man mindestens alle zwei Jahre die Moose mit der alten Rinde zur Winterszeit abkratzt und die junge Rinde mit Baumöl anstreicht. —

— **Auf der Börse für wilde Thiere**, die ihren Sitz in Antwerpen hat, herrscht eine lebhafteste Nachfrage nach Giraffen, die seit dem im Sudan herrschenden Kriege knapp geworden sind. Man bietet 20 000 Fr. und mehr für eine Giraffe. Auch die Fufspferde sind im Preise gestiegen; ein kleines kaum entwöhntes Fufspferd wurde mit 6000 Fr. verkauft. Dagegen sind die Preise für die Elefanten stark gefallen; von 15 000 Fr. sind sie auf 6000 Fr. gesunken. Ein Panther kostet jetzt 1500 Fr., ein weißer Bär 5000 Fr., ein Nashorn 15 000 Fr. Der Preis der Tiger schwankt zwischen 2500 und 5000 Fr. Junge Löwen sind gar nicht mehr gesucht und man ist froh, sie loszuschlagen zu können. Dagegen finden schöne, gut gebaute Löwen zu den höchsten Preisen Abnahme. Im allgemeinen schwankt der Preis eines Löwen zwischen 7000 und 12 000 Fr.

c. e. **Perlenfischerei an der Pacific-Küste.** Die ganze Küste des Golfs von Kalifornien ist reich an Perlen. Im verfloffenen Jahre betrug der Werth der Perlen, die in Nieder-Kalifornien, Mexiko, gefischt wurden, 350 000 Dollars. Außerdem wurden aber noch 5000 Tonnen Muschelschalen exportirt, deren Werth auf 1 250 000 Doll. geschätzt wurde. Bis vor wenigen Jahren waren zum Perlenfischen nur eingeborene Taucher verwendet worden, und die Tiefe, bis zu welcher sie hinabsteigen konnten, betrug höchstens 35 Fuß. Nach der Einführung moderner Taucherapparate aber konnte man bis zu einer Tiefe von 180 Fuß dringen. Und während sich früher die besten Taucher nicht länger als zwei Minuten unter dem Wasser aufhalten konnten, macht es bei einem modernen Taucher mit entsprechender Ausrüstung nichts aus, in 100 Fuß Tiefe zwei Stunden lang zu bleiben. Zum großen Theil ist die unmittelbare Perlenfischerei ein Glücksfallgeschäft. Bekanntlich enthält nicht jede der Aulstern eine Perle, und eine wirklich werthvolle wird nur ab und zu entdeckt. Die Taucher beschränken sich daher nicht auf die Perl-Aulstern, sondern so oft sie ein seltenes Exemplar Korallen oder eine neue Art Muscheln wahrnehmen, sacken sie diese gleichfalls ein. Man hat die Gefahren der Perlenfischerei oft übertrieben, vielleicht um dadurch den Perlen einen besonderen romantischen Werth zu verleihen. —

### Literarisches.

—s. **Max Halbe: „Franz Meseck“.** Eine Dorfgeschichte. Berlin. Georg Bondi. Ladenpreis 1,50 M. — Die Geschichte einer Bauernfrau, die als 70 jährige Wittve ihren 25 jährigen Inspektor zum zweiten Mann nahm. An dem Tage, an dem dieser mit der 95 jährigen die silberne Hochzeit feiern soll, erhängt er sich aus Ekel über sein verpfushtes Leben. Warum das Ding den Untertitel „Eine Dorfgeschichte“ führt, ist uns nicht klar geworden. Der Autor thäte gut, sich etwas mehr mit dem Geiste der deutschen Sprache vertraut zu machen. Ein Mann, der den Satz niederschreibt: „In der Nacht hatte der Himmel sich des Regens begeben,“ könnte noch etwas lernen. — So würde das Urtheil lauten, wenn Max Halbe nicht der Verfasser der „Jugend“ wäre. Wie aber die Dinge liegen, wird man über die 74 Seiten Spalten schreiben, und das Büchlein wird in tausenden von Exemplaren verkauft werden. Mahlzeit! —

### Theater.

— Die Neue freie Volkssbühne veranstaltet Montag den 12. April, Abends 8 Uhr, in der „Berliner Ressource“, Kommandantenstr. 57, einen musikalisch-deklamatorischen **Villencrön-**

Abend. Zum Vortrag kommen nur Liliencron'sche Dichtungen durch Mitglieder hiesiger Theater, Kompositionen Lischer Lieder von Brahms, Kahnt, Hermann u. Den einleitenden Vortrag über Liliencron hält Wilh. Bölsche. Eintrittsprogramme sind zu haben im Cigarrengeschäft H. Bobien, Kommandantenstr. 62. —

**Geographisches.**

— Eine Forschungsreise nach der östlichen Südsee wird Professor Dr. Carl von den Steinen, der frühere Vorsitzende der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, der sich insbesondere durch seine Forschungsreisen in Zentralbrasilien verdient und bekannt gemacht hat, unternehmen. Sein Ziel ist die noch wenig erforschte Inselgruppe der Markesas-Inseln, deren Bewohner zum theil noch Menschenfresserei zu Kultuszwecken treiben und politisch zum französischen Kolonialbesitz gehören. Prof. v. d. Steinen unternimmt die Reise, die ihn über New-York und San Francisco führt, allein und wird sie voraussichtlich im Mai d. J. antreten. Ihre Dauer ist auf 1—1 1/4 Jahr berechnet. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Ameisenpflanzen. Die Sammlungen des Brüsseler Botanischen Gartens haben, wie man der „Voss. Ztg.“ schreibt, soeben zwei merkwürdige, vom biologischen Gesichtspunkte aus beachtenswerthe Kongopflanzen erhalten. In den Blattansätzen an der Basis des Stieles jedes Blattes haufen Ameisen. Die erste dieser beiden Pflanzen ist am Kongo von dem deutschen Forscher Pogge entdeckt und von dem Dr. Paz beschrieben und mit dem Namen „Macaranga saccifera“ belegt worden. Professor Laurent vom landwirthschaftlichen Institut in Gemblour hat diese Pflanze am Kongo wieder aufgefunden und jetzt nach Brüssel gebracht. Die zweite Pflanze hat der deutsche Botaniker Thomerd am Kongo entdeckt, sie Scaphopetalum Thomeri genannt und dem Brüsseler Botanischen Garten verehrt. Die Brüsseler Botaniker Durant und De Wildeman sind gegenwärtig damit beschäftigt, diese Pflanze, von der keinerlei Probe in den Sammlungen des Gartens vorhanden ist, zu zerlegen; sie scheint ein seltenes Müller einer Ameisenpflanze (plante myrmecophile) zu sein. Man hofft, daß die Pflanzensammlungen des kürzlich am Kongo verstorbenen Naturforschers Dewèvre, welche die Kongoregierung nach Brüssel bringen läßt, weitere Aufschlüsse über diese und andere Kongopflanzen liefern werden. —

**Mineralogisches.**

— Künstliche Erzeugung von Edelsteinen. Die meisten Edelsteine bestehen aus Thonerde, aus Kieselsäure, oder aus Verbindungen beider, denen geringe Beimengungen anderer Substanzen die verschiedene Färbung ertheilen. Bei der künstlichen Erzeugung von Edelsteinen handelt es sich also darum, den Weg zu ermitteln, auf welchem die Natur diesen Körpern die Krystallform, die Härte und den außerordentlichen Glanz gegeben hat. In gewissem Grade ist der Versuch auch manchmal gelungen; man hat Thonerde mit Spuren von Chromverbindungen geschmolzen und durch langsame Abkühlung Rubine oder Saphire erhalten; Opale wurden mittels des elektrischen Stromes aus Silikaten abgeschieden. Aber es waren doch nur winzige Exemplare, die zwar die Form, Farbe und Härte der natürlichen Krystalle besaßen, ihnen aber an Glanz und Schönheit nachstanden. Die besten Erfolge gab der Spinell, eine Verbindung von Thonerde und Magnesia; aus geschmolzener Bor säure, die als Lösungsmittel diente, wurde die bezeichnete Verbindung bei hoher Temperatur in Krystallexemplaren von großer Schönheit und der Größe der natürlichen Edelsteine, von welchen sie kaum zu unterscheiden waren, abgeschieden. Praktisch hat auch dieser Erfolg, so lange das Verfahren schwierig und sein Gelingen noch so sehr wie jetzt vom Zufalle abhängig ist, keine sonderliche Bedeutung; als erster Schritt auf einem Wege, der bis jetzt völlig ungangbar schien, verdient er aber immerhin Beachtung.

(„Die Umschau.“)

**Naturwissenschaftliches.**

— Ueber die Wirkung von Blitzen berichtet der Clausthaler Bergbeamte D. Hoyer in der „Neopolodina“ nach einem Vorgange, der sich unweit Clausthal zugetragen: Der Strahl schlug merkwürdigerweise nicht in den höchst gelegenen Punkt ein, sondern traf die tiefstliegende Wasserradstube, ging dann auch nicht direkt in den Boden, sondern lief längs der eisernen Förderseile zum Gaipe, auf dessen Platte er feurig aufschlug. Dann schoß er 400 Meter abwärts bis auf den Grund des Schachtes. Von den berührten Eisentheilen waren viele geschmolzen. Stellenweise hatte er auch gezündet, aber nur in der Nähe von Eisen; wo er Holz allein getroffen, war dieses zersplittert, aber niemals gelohnt. Der Weg des Strahls war theilweise unerklärlich, und der Erzähler meint, der erfahrenste Gewitterforscher und Physiker werde auf grund theoretischer Erwägungen einem Blitzstrahle immer einen anderen Paß schreiben, als er thatsächlich nimmt. — Alte und neue Erfahrungen zusammenfassend, stellt der Berichterstatter folgende Sätze auf: Man unterscheidet bekanntlich kalte und warme Schläge. Hoyer behauptet, diese Unterscheidung sei unbegründet. Ob ein Blitz zünde oder nicht, hänge nicht von seiner Eigenart ab, sondern von der Beschaffenheit der Theile, welche er trifft. Unmittelbar zünde er wahrscheinlich überhaupt nicht, selbst nicht an leicht brennbaren Gegenständen, z. B. trockenem Holze. Eine Entzündung geht vielmehr, wenn sie erfolgt, von Stoffen aus, welche durch starke

Hitzewirkung zur Rothgluth oder gar zum Schmelzen gebracht werden. So entzündeten z. B. eiserne Nägel durch ihre starke Erwärmung das hölzerne Gebälk, in welchem sie stecken, alle Metallstücke, die vom Blitz auf seinem Wege getroffen werden, können in dieser Hinsicht gefährlich werden, wenn leichtentzündliche Stoffe in ihrer unmittelbaren Nähe sind. Daraus ist die praktisch wichtige Lehre zu ziehen, daß es nicht rathsam ist, Holzbächer mit Eisentheilen zu versehen, ferner ebenso die Anwendung von Drähten zur Befestigung von Strohdächern, die durch das Schmelzen jener entzündet werden. Auch Getreide- und Heuhaufen auf den Feldern werden der Blizentzündung minder ausgesetzt sein, wenn nicht Messer oder Senzen auf oder daneben liegen gelassen werden. Im übrigen suche der Blitz in erster Linie den wasserreichen Boden, besonders wenn er eisenhaltig, etwa mit einem Netz von Eisendröhren durchzogen ist. Steht ein Haus auf wasserarmem Erdreiche, in dem das Grundwasser 20 Meter oder tiefer unter der Oberfläche liegt, so ist es am zweckmäßigsten, dasselbe ganz ohne Blizableiter zu lassen, mindestens muß ein solcher aber bis in den Grundwasser Spiegel hinabreichen. —

**Humoristisches.**

— Ungelegener Besuch. Das Wiener „Zu. Extrabl.“ erzählt: In einem neugebauten Hause im dritten Bezirke bewohnt eine Dame, die an Provinzbühnen ihre Erfolge errungen haben will und seit kurzem auf ihren Lorbeeren ausruht, eine Flucht pompös eingerichteter Gemächer. Viele Freundinnen und Freunde werden bei der zwar schon über den Rubicon der Dreißig geschrittenen Beauté oft zu Gaste geladen und an ihrem Namenstage — sie heißt Josefine — wurde ein famoscs Diner servirt, an dem auch der Bräutigam der Schönen theilnahm. Draußen im Vorzimmer meldete sich, während die Herrschaften beim Speisen waren, ein etwa vierzehnjähriger Bauernjunge mit einem riesigen „Buschen“ und verlangte, bei Fräulein Josefine vorgelassen zu werden. Das kluge Stubentädchen wollte ihm den Eintritt in die Salons verwehren, da kam Josefinen's Bräutigam, ein ältlicher, aber sehr reicher Herr, zufällig dazu und führte den jungen Bauern in das Speisezimmer, wo die Gesellschaft versammelt war und Josefine in grande toilette als Gefeierte an der Spitze der Tafel saß. Der Bauernknabe hielt sein Bouquet aus gemachten Blumen fest und schaute verlegen im Kreise umher. Der Bräutigam fragte ihn, wem er denn diese Gabe überreichen wolle. Da antwortete der Jüngling vom Lande jaghaft: „Meiner Frau Wuatta will i zum Namenstag gratulir'n. Aber i hab' mei' Frau Wuatta mei' Lebtag no net g'seg'n und laun's a daher net ausfind'n!“ Als er jedoch den Namen seiner ihm persönlich nicht bekannten Mama stotterte, da sprang Fräulein Josefine erregt auf und drängte ihren verheimlichten und bei den Bauern aufgewachsenen Sprößling zum Zimmer hinaus. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Im „großen Teiche“ bei Krummhübel (Schlesien) erreichte in diesem Winter das Eis eine Dicke von 33 Zoll. —  
 — Der aus Kroppenstedt bei Magdeburg gebürtige Kaufmann Max Gustav Zinke hat sich in London wegen Nahrungssorgen die Kehle durchgeschnitten. —  
 — In dem Dorfe M a h w e i l e r bei Zweibrücken hat ein Ackerer seinen jüngeren Bruder mit dem Beile erschlagen. —  
 — Seine Schwägerin mit dem Beil erschlagen und sich dann erhängt hat ein Mann im Pfarrdorf Prosekten bei Bismar. —  
 — In Augsburg wurde eine Frau, die in ihrer Noth ihrer Nachbarin um 3 Pf. Holz gestohlen hatte, um ihre kalte Stube etwas zu heizen, zu 3 Monat Gefängniß verurtheilt. —  
 — Nicht mehrere, sondern nur ein russischer Student ist bei dem gemeldeten Unglücksfall auf dem Züricher See um Leben gekommen. —  
 — In Brilon explodirte ein großes Lagerfaß, das auf der Straße gepicht werden sollte. Zwanzig Kinder wurden durch herumfliegende, brennende Holzstücke verletzt. Eins davon starb nach einer Stunde. —  
 — Der Rechnungspräsident des österreichischen Oberhofmeisters Amts hat sich in einem Orte bei Bozen (Südtirol) erschossen. —  
 — Der durch die Ueberschwemmung an den Ufern der Dordogne (Südfrankreich) angerichtete Schaden wird auf 4 Millionen Franks geschätzt. —  
 — Ein großer Theil des Fabriketablissements Briggs-Posselt u. Co. in Warfa bei Warschau ist niedergebrannt. Der Schaden beträgt eine Million Rubel. In der Fabrik waren 1800 Arbeiter beschäftigt. —  
 ce. Von einem tollen Wolfe gebissen wurden im Dorfe Bogapeshty bei Kischnew zehn Personen — acht Männer und zwei Frauen. Der Wolf wurde erschossen und die Gebissenen wurden nach Dvessa geschafft behufs Behandlung nach der Pasteur'schen Methode. —  
 — In England ist die siebenundzwanzigjährige Millionärin Murphi in Folge übergroßen Schnapsgenusses plötzlich gestorben. Sie gab jeden Monat 1000 Frls. für Champagner und Schnaps jeder Art aus. Zuletzt trank sie reinen Spiritus und Kölnisch-Wasser. Sie stand wegen Trunkenheit und Straßensandal 150mal vor dem Richter. —